

SABINE DURRANT

»BRILLANT!«  
*Claire Douglas*

IN  
DEINER  
SCHULD

THRILLER



SABINE DURRANT lebt mit ihrer Familie in London, wo sie als Autorin und Journalistin arbeitet. Sie schreibt unter anderem für den *Guardian*, den *Daily Telegraph* sowie die *Sunday Times* und hat bereits mehrere Kinderbücher und Romane veröffentlicht, die in bis zu 15 Sprachen übersetzt wurden. Nach *Die Hochstapler* erscheint mit *In deiner Schuld* nun ihr zweiter Thriller im Penguin Verlag.

*In deiner Schuld in der Presse:*

»Fesselnd!« *Vogue*

»Genial konzipiert!« *The Sun*

»Ein Thriller voller unvorhergesehener Wendungen, den du nicht mehr aus der Hand legen wirst!« *Grazia*

»Ein spannendes Leseerlebnis!« *The Guardian*

»Packender Lesestoff von einer unserer besten Thriller-Autorinnen!«  
*The Sunday Mirror*

Außerdem von Sabine Durrant lieferbar:

*Die Hochstapler*

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de) und Facebook.

Sabine Durrant

***In  
deiner  
Schuld***

Thriller

Aus dem Englischen

von Karin Dufner

 **PENGUIN** VERLAG

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem  
Titel  
*Take Me In* bei Mulholland Books, an imprint of Hodder &  
Stoughton, an Hachette UK company, London.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt  
und  
enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen  
unbefugte Nutzung.

Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung  
durch  
unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung  
oder  
öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in  
elektronischer  
Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche  
Sanktionen  
nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter  
enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern  
lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung  
verweisen.

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen  
von Penguin Books Limited und werden  
hier unter Lizenz benutzt.

Copyright © 2018 by TPC & G Ltd  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020 by  
Penguin Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

*Das Zitat* stammt aus Charles Dickens' *Große  
Erwartungen* und wurde von Karin Dufner übersetzt.

Umschlag: Favoritbüro

Umschlagmotiv: © Sandra Cunningham / Trevillion  
Images

Redaktion: Sabine Thiele

Satz und E-Book-Konvertierung: GGP Media GmbH,  
Pößneck

ISBN 978-3-641-24494-1

V002

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)

*Für <sub>B</sub> arney*

»Ein Knabe kann seine Tür abschließen,  
es im Bett warm haben, sich hineinschmiegen,  
sich die Laken über den Kopf ziehen und  
sich sicher und geborgen fühlen.  
Doch der junge Mann wird sich ganz verstohlen und  
allmählich an ihn anschleichen und ihn zerreißen.«

Charles Dickens, *Große Erwartungen*

# Alles beginnt mit einer Geschichte.

Das ist einer der Slogans, die wir uns im Büro ausgedacht haben. Mein Gott, was waren wir stolz darauf. Wenn man die Webseite von Hawick Nicholson aufruft, läuft dieser Satz quer über eine Diashow, die positive Ereignisse auf der ganzen Welt zeigt: den Start der Apollo 11, Obamas Amtseinführung, Mo Farahs Sieg bei einem Marathonlauf. Und dann, darunter, eine serifenlose Schriftart, die laut Designer Zuverlässigkeit ausstrahlt (Verdana, glaube ich). »Wir helfen Ihnen, Ihre zu erzählen.«

Das klingt ziemlich arrogant. Und außerdem trügerisch. Googeln Sie »Weltereignisse«. Los, tun Sie es. Schauen Sie, auf wie viel Positives Sie nach 9/11 stoßen. Sie bestimmen, wie Ihre Geschichte aussieht. Das raten wir allen.

Doch so einfach ist das nicht. Inzwischen weiß ich das. Erfahrungen können unschön sein. Keine Geschichte gehört nur einem Menschen und kann sein Eigentum werden.

Und selbst wenn Sie einwenden, dass es möglich ist, dass man ein bestimmtes Ereignis vom Durcheinander des Lebens trennen kann wie einen einzelnen Faden aus einem Strang

Garn oder eine Farblinie aus einer großflächigen Tätowierung,  
habe ich eines aus dieser ganzen Tragödie gelernt. Nicht der  
Anfang ist wichtig.

Sondern das Ende.

# **STUFE EINS**

## E r

Jeremy, ein Kontaktmann bei der *Financial Times*, hatte die griechische Insel vorgeschlagen. Er war einige Jahre hintereinander hingefahren, als seine Kinder noch klein waren. Ich war skeptisch, denn ich betrachtete mich immer noch als einen Menschen, der seine Ferien auf Ibiza verbringt: himmelbettähnliche Sonnenliegen, aufgereiht am Strand wie aufgemotzte Panzer, wummernde Barmusik, Sangria in mit Kondenswasser beschlagenen Gläsern. Doch Tessa hatte schon immer einen bescheideneren Geschmack gehabt, und außerdem hatten wir Josh. Deshalb musste sogar ich einräumen, dass wir etwas Ruhigeres brauchten. Sanfte Wellen: in Ordnung. Kontakt zu anderen Kindern: okay. Ein Haus, das sich mühelos mit dem Kinderwagen ansteuern ließ: Gott steh mir bei.

Es war der erste Ferientag. Wir waren über die heiße, angetrocknete Sandkruste bis zu einem schütterten Olivenhain am anderen Ende gestapft, wo wir unsere Handtücher ausbreiteten. Offen gestanden, war ich erledigt. Wie von TripAdvisor empfohlen, hatten wir für die Anfahrt ein kleines

Boot gemietet, was sich als umständlicher erwies als erwartet. Ich war völlig verschwitzt, und ich hatte mein T-Shirt von der Brust weggezogen und damit gewedelt wie mit einem Minifächer. Vielleicht gab ich sogar so eine Art »uff« von mir. Tessa achtete nicht auf mich. Wie mittlerweile immer war sie beschäftigt, baute die Strandmuschel auf, nahm Josh die Schwimmweste ab, rieb seine Arme und Beine gründlich mit einer weiteren Schicht Sunblocker ein und legte ihm dann orangefarbene Schwimmflügel an. Sie trug ein rosafarbenes, mit gelben Gänseblümchen bedrucktes ärmelloses Frotteekleid, eine der Mamaklamotten, die sie sich in letzter Zeit online bestellte. Ihre Schwimmweste hatte rote Striemen auf ihren nackten Schultern hinterlassen. Sie rieb sie geistesabwesend.

»Ich suche mir ein Plätzchen zum Umziehen«, sagte sie. Die Lockenmähne klebte ihr am Kopf. Ihre hellgrünen Augen, die mich anfangs fasziniert hatten, traten ein wenig hervor – wie so oft, wenn sie müde war. Ich empfand einen Anflug von Mitleid, Zuneigung und, wie immer, schlechtem Gewissen. Wir hatten uns schon seit einer Weile nicht mehr berührt. Das war eindeutig meine Schuld. Wie mittlerweile die meisten Dinge.

Ich trat einen Schritt auf sie zu. »Niemand schaut hin«, wandte ich ein. »Außer mir.«

»Nein ... Ich ...«

»Kannst du nicht unter dem Kleid in den Bikini schlüpfen? Oder ich halte dir ein Handtuch vor.«

»Nein, es könnte verrutschen, und dann stünde ich nackt da.«

»Hier ist fast niemand. Außerdem, falls es ein bisschen verrutscht ... Ich hätte nichts gegen ein paar Einblicke.« Ich legte ihr die Hände auf die Schultern und wollte sie auf den Mund küssen. Mein Körper neben ihrem fühlte sich ungeschickt und unbeholfen an. Als sie sich leicht bewegte, streiften meine Lippen ihre Wange. Ich nahm den warmen, salzigen Niveaduft an ihrem Hals wahr und ihren weichen Schenkel, als ich das Knie hob und es daran rieb. Ihre Haut war so aufregend glatt. »Je mehr ich sehe, desto besser«, murmelte ich.

Sie machte sich los, diesmal ziemlich abrupt. »Es ist ein Badeanzug, kein Bikini«, entgegnete sie.

Ich ließ sie gehen, setzte mich an den Rand des Handtuchs und seufzte schwer auf, was hoffentlich eine eher allgemeine Enttäuschung zum Ausdruck brachte. Es lag nicht nur am Badeanzug. (Hatte sie nicht früher einen Bikini besessen? Hatte sie ihn weggeworfen oder passte er nicht mehr? Wie dem auch sei, nachzufragen hätte sie nur verärgert.) Plötzlich fühlte ich mich einsam und auf kindische Weise ausgeschlossen.

»Bestimmt gibt es da drüben ein Klo«, meinte sie. »Bin gleich zurück.«

»Okay.«

Ich streckte die Beine in die Sonne und beschloss, mir die Sonnencreme zu sparen, ein kleiner Akt des Widerstands gegen Texas Paranoia. Sie sahen blass und unbehaart aus. Ich sollte Mitglied in einem Fitnessstudio werden, die Antwort meiner

Generation auf den Wehrdienst. Oder mir einen Personal Trainer zulegen wie Jeff, mein Geschäftspartner. Alles, um wieder muskulöser zu werden. Vielleicht würde sie mich dann anziehender finden. Wieder seufzte ich auf. Beide Alternativen kosteten viel Geld. Selbst wenn ich Lust dazu gehabt hätte, hatte ich bei der momentanen geschäftlichen Lage nicht die notwendigen Mittel. Oder die Zeit.

»Passt du bitte auf Josh auf?«

»Okay«, sagte ich und fügte ein »natürlich« hinzu, als sie sich nicht von der Stelle rührte.

Wir betrachteten ihn einen Moment lang. Er kauerte am Eingang der Strandmuschel, rollte einen kleinen Plastiktraktor über die Kiesel und flüsterte dabei, offenbar in eine seiner Geschichten versunken, im Singsang vor sich hin.

In einem Moment der Zuneigung vereint, lächelten Tessa und ich uns an.

»Es dauert nicht lang.«

»In Ordnung.«

Ich blickte ihr nach, als sie über den Strand auf die Taverne zuschlenderte. Ich war noch gestresst, das war das Problem. Meine Nerven lagen blank. Die Bewerbung um den KazNeft-Auftrag hatte mir die letzte Kraft geraubt. Ganz zu schweigen von der Reise am Vortag. Mit einem Kind zu reisen, verkompliziert den üblichen Mist noch. Der Aufbruch zu unchristlich früher Stunde, die Gepäckwagenschlacht in Stansted, die Warteschlange bei Avis. Auch das Haus war eine

Enttäuschung. Ja, jetzt ist es heraus. Bei unserer Ankunft wurde ich von dem unangenehmen Gefühl, fehl am Platz zu sein, schier überwältigt. Mir erschien es unvorstellbar, eine Woche in einem Haus zu verbringen, das so viel kleiner und schlechter ausgestattet war als unser eigenes. *Sieben volle Tage*. Tessa hatte alles gegoogelt, ausgewählt und recherchiert. Der perfekte Familienurlaub war zu ihrer Mission geworden. Also hatte sie auch das Recht, enttäuscht im Wohnzimmer zu stehen, sich mit den Mittelfingern die Stirn zu reiben und die Mundwinkel nach unten zu ziehen. Mir fiel die Aufgabe zu, begeistert hin und her zu laufen. »Das wird spitze. Er wird ausschlafen, wenn er nicht vom Tageslicht gestört wird! Der Fußboden ist toll! Die Fliesen sind wie Glas. Man kann auf ihnen herumrutschen!« Super, Tessa. Gut gemacht. Ein Paradies.

In Wirklichkeit war das Haus klein, ohne Atmosphäre und stickig. Außerdem eingezwängt von einem identischen Gebäude nebenan. Keine Aussicht. Überall roch es nach Abflussrohr. Warum waren wir nicht wieder in das Hotel in Cornwall gefahren?

Verdammt Mist.

Josh, noch immer gut sichtbar in seinem UVA- und UVB-Strahlen abweisenden Sonnenschutzanzug und einer blauen Baumwollkappe mit Ohrenklappen, hatte seinen Sandeimer gefunden. Nun hob er Steine auf und legte sie hinein, nachdem er sie zuerst begutachtet hatte. Dabei redete er weiter vergnügt mit sich selbst. Wieder überkam mich Freude darüber, dass es

ihn gab. Er war glücklich. Nur das zählte. Ich hielt mir vor Augen, dass es *sein* Urlaub war. Wenn er Spaß hatte, war es die Sache wert. Unsere kleine Fahrt über die Bucht hatte ihm gefallen. Bei jeder Welle und jedem Wasserspritzer hatte er gelacht. Also, ja, es war eine gute Idee gewesen, das Boot zu mieten, auch wenn es einige heikle Momente gegeben hatte. Unvermittelte Untiefen, die sich schwarz unter uns auftaten, und gefährlich nahe schartige Felsen. Aber ich hatte wohlbehalten angelegt. Davor hatte mir nämlich gegraut. Und da lag es nun, sicher vertäut am Ende des kleinen Betonstegs, und schien keine Anstalten zu machen, gegen das größere weiße Boot daneben zu prallen. Ich hatte es richtig vertäut. Also. Wenigstens etwas in unserem Leben war geregelt. Der eitle Versuch, meine Männlichkeit zu beweisen, war nicht völlig erfolglos gewesen. Ich hatte uns hierhergebracht, oder?

Ich blickte mich um. Die Bucht war wirklich hübsch. Ein geschwungener Halbmond aus hellem, pockennarbigem Sand mit einer einzigen Taverne am Ende und zwischen den Bäumen dahinter verstreut stehenden Ferienhäusern. Nur die mit Zinnen versehenen Mauern des vulgären weißen Hotels, an dem wir vorbeigekommen waren, waren an der fernen Landzunge zu sehen. So früh im Juni war es noch ruhig, ja, fast verschlafen. In meiner Nähe lag eine stark sonnengebräunte Frau mittleren Alters auf einer Binsenmatte. Sie hatte die Augen geschlossen und einen Arm über den Kopf gelegt. Eine goldene Uhr glitzerte, ihre Achselhöhle bildete einen weißen Kontrast

zu ihrem sonst teakholzfarbenen Körper. Am Ufer spielten ein Mann und eine Frau Strandtennis. Ihre kühnen Sprünge waren von reizender Verlegenheit geprägt. Inzwischen hatte sich Josh, angelockt vom Tock-Tock von Gummi auf Holz, ihnen genähert. Sie bemerkten ihn, beugten sich vor und winkten ihm mit den Fingern zu. Einen idyllischen Moment lang fragte ich mich, ob sie mit ihm spielen würden. Aber nein. Sie setzten ihren Wettkampf fort, zu verliebt und zu begeistert von ihrer eigenen Jugend und Tatkraft.

Neben ihnen hatte sich eine Großfamilie niedergelassen. Jede Menge Krimskrams, ein Kinderwagen, ein Sonnenschirm, einige Klappstühle, Picknicktaschen, eine Kühlbox, unzählige Sachen, Kleidung in nicht zueinander passenden Farben. Peinlich laute englische Stimmen. Vermutlich kamen sie aus dem großen Hotel. Ein hünenhafter Mann mit rasiertem Schädel und einer seitlich geschlossenen Sonnenbrille, die Arme mit Tattoos bedeckt, warf einigen Kindern, die bestimmt in der Schule hätten sein müssen, einen Ball zu. Turnschuhe, frisch aus dem Karton. Glänzende Fußballshorts.

Ich wandte den Blick ab. Am dunklen Rand des weit entfernten Horizonts glitzerte das Wasser perlblau. Draußen lag eine Jacht vor Anker. Es war zwar heiß, aber nicht unerträglich. Eine leichte Brise hob den Zipfel des Handtuchs. Josh war noch nah genug. Sein Anzug wirkte wie ein im Dunkeln leuchtender Pyjama. Vielleicht konnte ich mich ja etwas entspannen? Allmählich wurde ich ruhiger. Ich schlüpfte aus meinen

Birkenstocks und spürte, wie warmer Sand und kleine, trockene, gekräuselte Seetangstückchen zwischen den Zehen hindurchglitten. Ich nahm die Brille ab und stützte mich auf die Ellbogen. Das Sonnenlicht kitzelte durch die Zweige der Olivenbäume meine Augenlider.

Ich wurde erst von einem Ruf, dann von einem Schrei aus dem Schlaf gerissen. Ich öffnete die Augen, starrte orientierungslos hinauf in das Gewirr aus silbergrauen Blättern und setzte mich auf. Die Frau auf der Binsenmatte hatte sich aufgerappelt. Eine Hand an der Stirn sah sie mich an und deutete schreiend hinaus aufs Wasser. Als ich ihrem Finger mit dem Blick folgte, bemerkte ich, dass die vorhin noch vor Anker gelegene Jacht in einem anderen Winkel zum Ufer stand und, eine weiße Bugwelle hinter sich herziehend, um die Landzunge herumfuhr. Das lenkte mich ab. Allerdings war die Frau inzwischen aufgesprungen und schrie immer lauter. Das junge Paar am Strand warf Schläger und Ball weg und rannte los. Jemand hatte einen Sonnenschirm umgeworfen. Auch andere rannten zum Ufer, wo die plätschernden Wellen einen grellbunten Gegenstand antrieben: einen einzelnen orangefarbenen Schwimmflügel.

Dennoch brauchte ich noch eine Sekunde, bis mir klar wurde, dass das etwas mit mir zu tun hatte. Ich erkannte es erst, als ich Joshs Kopf mit dem Gesicht nach unten am Bootssteg bemerkte,

ein türkisfarbenes und rotes Bündel, ein gelegentliches orangenes Aufblitzen im Wasser. Und zwar ein gutes Stück weit draußen. Ich stürmte los, über die Handtücher, wo ich fast ins Stolpern geriet, und dann über Sand und Kiesel und vorbei an dem jungen Paar. Ich taumelte den plötzlich abfallenden Strand hinab und watete, erst bis zu den Knien, dann bis zum Schritt, ins Wasser hinein, angetrieben von Furcht, Adrenalin und der Todesangst, die alle Eltern in ihren Herzen bewahren. Vor der Unvermeidlichkeit der tragischen Ereignisse, die ständig überall lauern und irgendwann wirklich geschehen. Den schrecklichen Anblick von Joshs Körper vor mir hörte ich, wie Tessa meinen Namen schrie. Aus dem Augenwinkel sah ich ihre panisch rudern den Arme, ihr entsetztes Gesicht und ihren offenen Mund. Doch der Boden unter meinen Füßen war steinig und glitschig. Brauner, brackiger Schleim bedeckte harte Gegenstände wie Ziegelsteine, möglicherweise ein Rohr und eine verborgene Betonplatte. Ich rutschte aus und stürzte. Wasser schwappte mir ins Gesicht und in die Nasenlöcher, und ich spürte einen stechenden Schmerz in Ferse und Hand. Selbst in diesem Moment wusste ich, dass die Behauptungen von Menschen, sie hätten vor lauter Panik keine Schmerzen wahrgenommen, nicht stimmten. Denn ich war in heller Panik und hatte dennoch Schmerzen, die mich behinderten. Die Erkenntnis, dass dieses herzerreißende Drama, das sich vor mir abspielte, mich körperlich überforderte, war vernichtend.

Ich rappelte mich wieder auf und warf mich nach vorne in dem verzweifelten Versuch, tieferes Wasser zu erreichen, damit ich endlich schwimmen und meine Füße von dem trügerischen Untergrund lösen konnte. Im nächsten Moment ertönten ein Ruf und donnernde Schritte. Ein weißes T-Shirt und Schuhe flogen dicht an mir vorbei. Jemand tat das Vernünftige und Offensichtliche, nämlich so schnell und kraftvoll den Steg entlangzustürmen, dass dieser erbebte und Ringe im Wasser entstanden. Er machte einen Kopfsprung ins Meer, und zwar hinter der Stelle, wo ich das Boot vertäut hatte, sodass er näher bei Josh war. Ich stand überflüssig und hilflos da, ein gehäuteter Vater, während ein anderer Mann mein Kind rettete.

Das war meine erste Begegnung mit Dave Jepsom.

Natürlich kannte ich da seinen Namen noch nicht. Den erfuhr ich erst später.

Doch ich sah ihn zum ersten Mal.

Eine Heldentat.

Unser Retter. Dachten wir zumindest.

Der Mann brauchte drei kräftige, Wasser aufwirbelnde, halb gekraulte Züge, um die Stelle zu erreichen, an der Josh trieb. Er packte ihn, drehte ihn um, riss den verbliebenen Schwimmflügel ab, warf ihn abfällig weg und hob den kleinen Kinderkörper hoch aus dem Wasser. Ich sah, dass Josh mit den

Armen um sich schlug und sich am Kopf des Mannes festhielt, um nicht zu stürzen. Später versuchte ich, mir einzureden, er habe die Eltern nur beruhigen und ihnen zeigen wollen, dass alles in Ordnung sei. Doch damals wirkte es, als schwenkte er eine Trophäe.

Allmählich nahm ich hinter mir am Strand Menschen wahr, die gedämpft jubelten und erleichtert nach Luft schnappten. Tessa schluchzte trocken. Als ich mich umdrehte, kniete sie im Schatten, kläglich, blass und halb nackt in ihrem schwarzen Badeanzug. Ich hätte aus dem Wasser waten und sie in die Arme nehmen sollen, während wir warteten. Aber ich ließ den Moment verstreichen und wandte mich, starrsinnig geworden durch meine eigene Blamage, wieder der Bucht zu. Ich konnte nur an meinen Vater denken und malte mir die Wucht seiner Enttäuschung aus. Offenbar hatte sich seine Prophezeiung erfüllt. Die Bemerkung *nicht der Sohn meines Vaters* kam mir in den Sinn, als ich zitternd dastand und wartete. Der Fremde hielt Joshs kleines Kinn umfasst und schwamm gemächlich ans sichere Ufer.

Als er stehen konnte, richtete er sich plötzlich auf. Wasser strömte von seinen Schultern, und er hielt sich Josh an die breite Brust wie ein Baby. Natürlich lag es an den Umständen, dass er so gewaltig wirkte wie ein Held aus der Mythologie. Seine rot-weißen Fußballshorts – wer sich damit auskennt, hätte gewusst, von welcher Mannschaft – klebten an den muskulösen Schenkeln. Meermotive und Gesichter zierten seine

tätowierten Arme: verschlungene Haarsträhnen oder eine Schlange, vielleicht eine Meerjungfrau. Er befand sich nur wenige Meter entfernt von mir und wusste sicher, warum ich mit ausgestreckten Armen dastand und beweisen wollte, dass ich auch etwas wert war. Aber er änderte die Richtung. Tessa meinte später, er habe wahrscheinlich der Betonplatte ausweichen wollen, auf der ich ausgerutscht war. Ganz gleich, wie die Wahrheit auch lautete, trat er ohne meine Unterstützung an den Strand, sodass ich ihm nur, buchstäblich in seinem Kielwasser, folgen konnte. Über seine Schultern erstreckte sich ein Paar kunstvoll eintätowierter Engelsflügel, detailgetreu wie eine Zeichnung von da Vinci, die seine Muskeln nachzubilden schienen.

Tessa rannte ihm entgegen. »Danke, danke, danke«, schluchzte sie. Ihr Gesicht war gerötet, sie weinte. Sie wollte dem Mann Josh abnehmen, doch der strampelte bereits und trat um sich. Der Mann zuckte zusammen, als Joshs Füße seine Achselhöhle trafen. Unbeholfen stellte er ihn, halb im Sand, halb im Wasser ab. Josh hatte auch zu weinen angefangen, hustete und würgte und boxte Tessa gegen die Fußknöchel. Mittlerweile hatten sich weitere Leute versammelt; die mageren Kinder mit den nagelneuen Turnschuhen und eine dünne, faltige Frau mit langem Haar. Sie trug einen knappen gepunkteten Bikini und war eindeutig zu alt, um ihre Mutter zu sein. Außerdem ein zierliches junges Mädchen, das ein mit einer Windel und einer gerüschten rosafarbenen Haube

bekleidetes Baby auf der Hüfte balancierte. Jetzt wurde mir klar, wer unser Retter war. Der zur Großfamilie gehörende Hüne, der mit den beiden Jungen Fußball gespielt hatte.

»Ich kann Ihnen gar nicht genug danken«, stammelte ich, als ich endlich vor ihm stand. »Ich habe keine Ahnung, was passiert ist. Es ging alles so schnell.« Am liebsten hätte ich mich auf den Boden geworfen, Josh und Tessa umarmt und beteuert, wie leid es mir täte. Aber die Verlegenheit ließ mich erstarren. Zu so viel Vertrautheit war ich nicht fähig. Mir stand die Rolle des Trösters nicht zu. Meine Schuld wog zu schwer. Also legte ich dem Mann die Hand auf die nasse Schulter über eine Flügelspitze. Seine Haut war kalt und fest unter meinen Fingern und von Gänsehaut bedeckt.

»Zur richtigen Zeit am richtigen Ort«, erwiderte er nickend. Aus der Nähe stellte ich fest, dass er etwa Ende vierzig war und tief liegende Augen, eine gewölbte Stirn und Bartstoppeln hatte.

»Ich war nur beim Umziehen«, erklärte Tessa. »Ich habe mich wirklich beeilt, aber ich hätte noch schneller sein sollen. Ich dachte, Marcus ...«

»Die kleinen Racker. Man kann sie keine Minute aus den Augen lassen.«

»Es war meine Schuld«, sagte ich und sehnte mich danach, dass Tessa mich ansah.

»Er hätte ertrinken können«, erwiderte sie und vergrub das Gesicht in Joshs Haar.

Die Frau mit dem Punktebikini reichte ihr ein Handtuch aus einem großen Wäschesack. Es war aus rotem und schwarzem Velours mit aufgedrucktem Spiderman-Motiv. Tessa trocknete Josh die Haare ab und wollte ihn auf ihren Schoß ziehen. Er weinte zwar nicht mehr, hustete aber immer noch und würgte kleine Klumpen schleimiges Meerwasser aus. Da Tessa den Kopf gesenkt hatte, verbarg das Handtuch ihr Gesicht, doch ich bemerkte, dass sie sich rasch die Augen damit abtupfte.

»Ja, das Problem sind diese Aufblasdinger«, meinte der Mann.  
»Die vermitteln ein falsches Sicherheitsgefühl.«

»Ja, genau«, stimmte ich zu.

Er musterte mich prüfend. »Das Beste ist, wenn man Kindern das Schwimmen beibringt.«

»Ja«, antwortete ich. »Er ist zwar erst drei, aber Sie haben recht.«

»Man kann nicht früh genug damit anfangen«, ergänzte der Mann.

Als ich aus dem Wasser gekommen war, hatte ich gefroren. Doch inzwischen fühlte ich mich klebrig und verschwitzt. Meine Waden brannten. Mein Gesicht war angespannt, und meine Beine zitterten. Die Erleichterung war nur eine Armeslänge entfernt. Ich wollte, dass diese Leute verschwanden und sich in Luft auflösten, damit ich mich voll und ganz um Josh und Tessa kümmern konnte. Den Schock überwinden und beweisen, *dass es nie geschehen war*. Sie hatte recht, er hätte ertrinken können. Doch das war *nicht passiert*.

Nur das zählte. Alles andere, meine Schwäche und meine Unfähigkeit, war zweitrangig. Ich wollte, dass wir drei uns auf unser Plätzchen im Schatten zurückzogen. Wenn wir allein waren, konnte ich es wiedergutmachen und den beiden erklären. Wenn Tessa wusste, wie müde ich war, dann würde sie es verstehen. Wir würden auf unserem Handtuch liegen, ich würde die zwei umarmen, und alles würde sich beruhigen.

»Ach, herrje«, sagte die ältere Frau und betrachtete Josh. »Er braucht etwas zu trinken. Mikey, hol ihm eine Cola.«

Aus den Tiefen ihres Wäschesacks kramte sie einen Zehneuroschein hervor und drückte ihn dem angesprochenen Kind in die Hand. Die beiden Jungen rannten los, sodass der Sand unter ihren Füßen hochspritzte.

Endlich blickte Tessa mich an.

»Wirklich«, protestierte ich. »Das müssen Sie nicht ... Bitte.« Aber die Frau schüttelte den Kopf und brachte mich mit einer Handbewegung zum Schweigen.

Der Mann hatte ein weiteres Handtuch aus dem Beutel genommen, es klein zusammengefaltet und fuhr sich damit über den rasierten Schädel und die bebilderten Arme und Oberschenkel, als polierte er die Motorhaube eines Autos mit einem Fensterleder. »Schon gut«, sagte er. »Was passiert ist, ist passiert, richtig? Es hat keinen Sinn, darauf herumzureiten. Er ist okay, nur das zählt.«

Tessa räusperte sich. »Wir können Ihnen einfach nicht genug danken.«

»Danke«, stieß ich hervor. »Ehrlich. Es war einfach ... Ich weiß nicht, wie ich meine Dankbarkeit ausdrücken soll. Wir stehen auf ewig in Ihrer Schuld.«

»Das hätte doch jeder getan.« Er fuhr sich mit der Hand über den Kopf und betastete mit den Fingerspitzen die Stoppel.

Das junge Mädchen mit dem Baby auf der Hüfte war zum Steg geschlendert und bückte sich. Nun kehrte sie zurück und ließ einen Schuh am Schnürsenkel baumeln. Es war ein Adidas-Superstar, fleckenloses weißes Leder mit einem Streifen im Burberry-Muster an der Ferse.

»Hey, Dave«, rief sie. »Schuhe wie Kindersärge!«

»Sei nicht so frech.« Er lachte. »Nur Größe fünfundvierzig. Wo ist der andere?«

»Keinen Schimmer. Ich habe nur den einen gefunden.«

Er schaute sich um. »Ich habe ihn weggetreten. Kannst du ihn nicht sehen? Wahrscheinlich treibt er draußen auf dem Meer.«

»Dave«, entgegnete das Mädchen. »Du hast ihn verloren, du Blödmann.«

Ihre Stimme klang tadelnd. War sie seine Frau? Nein, dafür war sie viel zu jung. Sie hatte Akne um den Mund und selbst gefärbtes Haar und trug eine Zahnspange. Ganz bestimmt zu jung, um die Mutter des Babys zu sein. Seine Tochter vielleicht. Waren es alles seine Kinder? Ein gewaltiger Altersunterschied, doch das kam häufiger vor.

»O Gott, das tut mir leid«, sagte ich. »Die sehen teuer aus. Erlauben Sie mir, sie Ihnen zu ersetzen. Ich will etwas

auch sonst alles in diesem Arbeitszimmer, in tadellosem Zustand – selbst nach dem ganzen Rumgestöber –, doch auf seinem dunkelgrünen Ledereinsatz ist ein Zeitungsausschnitt liegen geblieben. Theo fragt sich, ob es etwas mit seiner Mutter zu tun hat. Sein Vater hat geradezu obsessiv alles aufbewahrt, worin ihr Name erwähnt wurde, während er zugleich nie über ihren Tod sprechen wollte. Theo geht zum Schreibtisch rüber und hebt den Ausschnitt auf, muss allerdings verwirrt feststellen, dass es darin keineswegs um seine Mutter geht. Der Artikel ist auf die letzte Woche datiert und recht kurz gehalten, nur ein paar Absätze, begleitet von einem Foto. Er berichtet von einem jungen Pärchen aus einem Dorf in den Cotswolds, das im Garten hinter ihrem Haus zwei Leichen gefunden hat. SKELTON PLACE brüllt einem die Schlagzeile entgegen. Der Name der Hauseigentümerin ist unterstrichen, zudem noch ein weiterer: Rose Grey. Darunter eine handschriftliche Notiz: *Finde sie.*

## 6

# Lorna

Es regnet heftig, und Lorna flucht leise, als eine Speiche aus dem Stoff ihres Regenschirms springt, sodass er sich halb über ihrem Kopf zusammenfaltet und ihrer nagelneuen Frisur keinen ausreichenden Schutz mehr bietet. Jetzt wird ihr Haar, das der Stylist – der knackige Marco – ewig hat föhnen müssen, um ein glattes Finish hinzukriegen, sich aufplustern wie eine Glocke. Dabei wollte sie gut aussehen für Alberto und sich für ihr Date heute Abend richtig ins Zeug legen. Nachdem sie nun schon zwei Jahre zusammen sind, befürchtet sie, dass ihre Beziehung an Schwung verloren hat. Sie arbeitet tagsüber, während er abends außer Haus ist, um die Bar, deren Besitzer er ist, zu beaufsichtigen. Sie kann sich richtig vorstellen, wie er mit den jungen Frauen flirtet und einen auf Tom Cruise in *Cocktail* macht. Warum, oh, warum nur entscheidet sie sich immer für die falschen Männer? Zu jung. Zu attraktiv. Zu egozentrisch. In drei Monaten wird sie einundvierzig – sie sollte es besser wissen. Aber nein, sie will jetzt nicht negativ denken. Das ist nicht ihre Art. Davon abgesehen hat er ja ohnehin versprochen, sich heute Abend freizunehmen,

damit sie tanzen gehen können. Vielleicht gelingt es ihnen so, ihr Feuer wieder zu entfachen.

Über der langweiligen Hoteluniform (cremeweiße Bluse und dunkelgrüner knielanger Rock, auch wenn sie das Outfit mit einem kaugummirosa Schal kombiniert) trägt sie nur einen dünnen Leinenblazer, da es, als sie heute früh das Haus verließ, heiß war. Ihre Keilabsatzsandalen reiben an den Fersen. Nach dem zehnminütigen Fußweg zu der Wohnung, die sie sich mit Alberto teilt, wird sie vollkommen durchnässt sein. Trotzdem schreitet sie energisch über den belebten Platz weiter, wobei sie versucht, die wunde Stelle an ihrer Ferse zu ignorieren. Sie wagt es nicht stehen zu bleiben, da sonst noch jemand von hinten in sie hineinschlittern könnte. Nicht dass sie sich beschweren würde. Sie liebt das lebendige Treiben von San Sebastián. Die See ist rau heute - wütende weiße Wogen wälzen auf das Ufer zu -, und dennoch surft irgendein Trottel draußen in der Gischt. Trotz des schlechten Wetters hockt eine Gruppe Urlauber am Strand, entschlossen, sich nicht von den Regenschauern abschrecken zu lassen....

**Ende der Leseprobe**

**MIT EINEM KLICK BESTELLEN**

[Mit einem Klick bestellen](#)